



Thorsten Benkel | Matthias Meitzler (Hrsg.)

Ethnografie des Ungewohnten

Empirisches Forschen in
außergewöhnlichen Kontexten

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Die Beltz Verlagsgruppe behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-7280-8 Print
ISBN 978-3-7799-7281-5 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-7799-9449-7 E-Book (ePub)

1. Auflage 2025

© 2025 Beltz Juventa
Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
service@beltz.de
Alle Rechte vorbehalten

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag
(ID 15985-2104-1001)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Das ungewohnte Gewöhnliche. Betrachtungen an der Unterfläche <i>Thorsten Benkel und Matthias Meitzler</i>	<u>7</u>
Gewöhnliches und Ungewöhnliches. Zur Soziologie der Irritation <i>Manfred Prisching</i>	<u>25</u>
Wirklichkeiten der Verlegenheit. Einschreibungsspuren des Ungewohnten in das Gewohnte <i>Melanie Pierburg</i>	<u>42</u>
Beobachtungen hinter Gittern. Das Gefängnis als Ort der Ethnografie <i>Thorsten Benkel</i>	<u>58</u>
Ungewöhnliches (Er-)Forschen. Einblicke in die ethnografische Praxis <i>Matthias Meitzler</i>	<u>89</u>
Die Wahrheiten des Lügners. Methodologische Gedanken zur Frage der Täuschung in Interviews <i>Christian Thiel</i>	<u>143</u>
Die Steuerfahndung im Rotlichtmilieu. Ethnografische Erkundungen <i>Andreas Ziemann</i>	<u>164</u>
Die Kolonisierung sexueller Third Places. Die Eroberung sexueller Interaktionsorte und die De-Hobbyisierung von Online-Sex <i>Michael Dellwing</i>	<u>187</u>
Autor:innen	<u>205</u>

Das ungewohnte Gewöhnliche. Betrachtungen an der Unterfläche

Thorsten Benkel und Matthias Meitzler

»Sobald wir die soziale Welt beobachten,
unterliegt unsere Wahrnehmung dieser Welt einem bias,
der damit zusammenhängt, daß wir, um sie zu untersuchen,
zu beschreiben, über sie zu reden,
mehr oder weniger vollständig aus ihr heraustreten müssen.«

Pierre Bourdieu/Loïc J. D. Wacquant,
Reflexive Anthropologie (2006: 100)

Ethnografie als Irritationsarbeit

Die Soziologie ist gekennzeichnet von der systematischen Selbstbeauftragung, das Unhinterfragte zu hinterfragen. In der eigenen Kultur »das Gewöhnliche ungewohnt zu machen« (Bourdieu 1998: 27), ist zugleich eine zentrale Prämisse ethnografisch orientierter Forschung. Diese Irritations- und Befremdungsarbeit betrifft, als gezielte »defamiliarization« (Tavory/Timmermans 2014: 55 ff.), im besten, weil effektivsten Fall nicht nur Forschungsrezipient:innen, sondern auch die Forschenden selbst. Denn das Vertraute entpuppt sich optimalerweise im Lichte einer artifiziellen Distanz als etwas, das überhaupt erst als »vertraut« begriffen und thematisiert werden kann. Diese Distanz gestattet es, das vermeintlich Selbstverständliche in seiner kulturellen Formung und seinem historischen Gewordensein zu erkennen.

In methodologischer Hinsicht stellt sich mindestens seit den frühesten Versuchen dessen, was man Volkskunde, Völkerpsychologie usw. nannte, also: seit den ersten Bemühungen, die Differenz des Eigenen und des Fremden strategisch abzuklopfen, die auch heute noch virulente Frage nach der Bestimmung tatsächlicher Unvertrautheit – ganz zu schweigen von der Frage nach den Instrumenten, die diese Unvertrautheit herbeiführen. Nicht alles, was unerforscht und auf den ersten Blick bemerkenswert erscheint, rechtfertigt umfangreiche Recherchearbeit; umgekehrt gibt es unzählige Themenfelder, die trotz bereits erfolgter akribischer Durchleuchtungen nach wie vor ertragreich sind.

Ethnografie, die nicht am vertrauten Alltag im Sinne eines auf unmittelbare Erlebbarkeit gerichteten »Befremdens der eigenen Kultur« (Hirschauer/Amann 1997) ansetzt, sondern gemeinhin ungewöhnliche Felder ausleuchtet, bringt den

Vorteil mit sich, dass *unter der Oberfläche* operiert wird. Dies bedeutet nicht, dass die etablierten Forschungsbereiche der Soziologie oberflächlich sind oder gar durchweg oberflächlich analysiert werden. Vielmehr ist damit gemeint, dass typische Sujets soziologischer bzw. ethnografischer Nachforschungsarbeit dann, wenn sie präzise und wirklich durchdringend untersucht werden *können*, gerade per se zu gewinnbringenden und anschlussfähigen Erkenntnissen führen. Die Tiefe der ethnografischen Bohrung ist der Garant des Abstandes der Forschung zu den Untiefen vorsystematischen Alltagsdenkens und -fühlens. Aus der erfolgreich tiefgründigen Analyse wiederum resultiert in der Rückkopplung eine allgemeine Anerkennung gegenüber jenen empirischen Lagen, aus denen heraus die Befunde extrapoliert werden konnten. Genauer gesagt: ›Anerkannt‹ wird dann die Einsicht, dass hier jene lohnenden Erkenntnisse gewonnen werden konnten, die gewonnen wurden. Von einer Tautologie kann aber keine Rede sein: Die kritische Intervention, von inner- oder auch von außerhalb der Forschung kommend, dass sich ein Unterfangen in der skizzierten Form vielleicht doch nicht lohnt, ist jederzeit möglich und drängt sich oft schon in der planerischen Anfangsphase einer ethnografischen Studie auf. Überwiegt im Rahmen solcher vorab betriebenen Reflexionen die Ansicht, dass zu viel Komplexität im Spiel ist (zu viel Bewegung, zu viel Unübersichtlichkeit, zu viel Unzugänglichkeit; siehe etwa Rotman et al. 2012), so wird das anvisierte Feld also gar keines. Der Bohrungsvorgang wird gar nicht erst begonnen. Umgekehrt ist jene Forschung, die sich als disziplinintern kompatibel und fruchtbar erweist – die also tief genug gehen kann und auch geht –, eben deshalb von Wert, weil die Empirie sukzessiv zu bekräftigen vermag, was die ›Logistik‹ der Ethnografie vorab in Aussicht stellte.

Aus zunächst hinsichtlich ihres Untersuchungswertes möglicherweise unsicheren Feldern werden somit in der Rückschau, spätestens im Lichte der erfolgten bzw. sich verdichtenden Anerkennung durch die *peers*, ›faktisch‹ lohnende Ausgangslagen. Sie etablieren bzw. beweisen sich im Zuge ihrer Adaptierbarkeit in den Diskurs. Dabei kommt es vor, dass sich unten und oben produktiv berühren. Manche der ausgeloteten Bereiche sind in der Soziologie selbst dann, wenn sie profund sind, wenn sie also den Anspruch einer ›Tiefensoziologie‹ (Wahl 2000) erfüllen, häufig doch auf gewisse Weise oberflächennah. Denn an dem, was *on top* verortet ist – an leicht zugänglichen Feldern und Untersuchungsgegenständen – kann man sich orientieren. Sie sind vertrauenswürdige Maßstäbe. Das leichthin Sichtbare, das Auffällige, das aufdringlich Anschlussfähige ist im Diskursgeflecht der Soziologie, wie auch vieler anderer Wissenschaften, das, was zur tiefergehenden Nachforschung reizt.

Dadurch, dass die Befassung mit dem Unmittelbaren unverhohlen (s)einen immanenten Realitätsbezug ausflaggt, kann dem Forschungsunterfangen leicht ›Relevanz‹ zugesprochen werden. Dass die Methoden und Theoriereferenzen alltagsuntypische Komplexitätsgrade annehmen, stört bei dieser Zuschreibung nicht – entscheidend ist vielmehr der ›Gebrauchswertanschein‹ der Forschung.

An der *Unterfläche* der Gesellschaft sind Ruhm und Anerkennung schwieriger zu erwirtschaften. Hier muss nämlich nicht alleine die Forschungspraxis, sondern auch das untersuchte Feld fachintern als wertvoll honoriert werden. Die Vorstellung, dass die ethnografische Arbeitsweise, gut angewendet, *überall* funktionieren kann – weshalb die thematische Ausrichtung weniger relevant sei als die methodische –, klingt zu gut, um wahr zu sein (Fine 1993). Natürlich lässt sich Ethnografie potenziell überall dort aktivieren, wo Menschen für-, mit- und gegeneinander agieren. Allerdings gibt es hinsichtlich der Zuweisung der ›Würde der Untersuchbarkeit‹ sehr unterschiedliche Vorstellungen, die manchmal nicht wissenschaftlichen, sondern z. B. moralischen Haltungen entstammen. Zumindest erscheint diese Etikettierungslogik als Erklärung dort naheliegend, wo Sachverhalte vorliegen, die gesellschaftlich ohne Zweifel bedeutsam, die aber nicht im Geltungsbereich der sozialen ›Normalität‹ lokalisiert sind und die somit ignoriert bzw. abgewertet werden können (ein Beispiel: ungewöhnliche Körperformen und -einsätze; siehe Benkel/Gugutzer 2025). Solche Felder, eingekistet in schattige Nischenbereiche der ›eigenen Kultur‹, sind in vielfacher Weise herausfordernd, nicht nur in der außenstehenden (mithin normativen) Perspektive. Auch Ethnograf:innen haben damit ihre Probleme, etwa im Hinblick auf das Sich-Überwinden, auf das Sich-Einlassen und auf eine werturteilsfreie Annäherung, die Ethnografie ohnehin stets verlangt.

Mit anderen Worten: Aus dem Vorteil, den die Betrachtung der Unterfläche auf den ersten Blick zeitigt, lässt sich ohne größeren Aufwand ein Nachteil konstruieren, wenn bestimmte Mitwirkende am Wissenschaftssystem (oder in nahestehenden gesellschaftlichen Bereichen) bald offen und bald subtil die Argumentationslinie verfolgen, dass das Abwegige und Randseitige im Kanon sozialwissenschaftlicher Forschungsunternehmungen keinen oder allenfalls einen realitätsinadäquat marginalisierten Rang haben solle oder dürfe. Entsprechender Widerstand gegen Unterflächenstudien, artikuliert auf der Bandbreite von ›Besorgnis‹ und ›Schutz‹ über den ›gut gemeinten Ratschlag‹ bzw. die ›Reputationswahrung‹ bis hin zur in der Sache oft uninformierten, dafür umso stärker emotional aufgeladenen Diktierlust, ist in der Soziologie gewiss nur eine *Petitesse*, die kein besonderes Gewicht entfaltet. Je ideologischer die Position, desto einfacher fällt schließlich – hoffentlich – die Widerlegung. In den Augen derer, die entsprechend argumentieren, sind die Interventionsanliegen allerdings bedeutsam; selbstverständlich ›ganz objektiv‹ betrachtet.

Da diese Überlegungen sich recht abstrakt anhören, soll ein Exempel aus unserer eigenen Forschung zur Veranschaulichung dienen: die ethnografische Erkundung des berühmt-berüchtigten Bahnhofsviertels in Frankfurt am Main. Wir haben dieses Feld mit besonderem Fokus auf die Drogen- und die Prostitutionsszene untersucht (u. a. Benkel 2010a, 2011, 2015, 2016a, 2018a; Meitzler 2012, 2021a). Um Vergleiche anstellen zu können, haben wir, damals in der Rolle des Wissenschaftlichen Mitarbeiters bzw. des frisch noch zum ›Magister‹ Gekürten,

zunächst im Rahmen eines Lehrforschungsseminars und später eines Forschungsprojekts sogenannte Rotlichtviertel in deutschen und punktuell auch in weiteren europäischen Städten beleuchtet. Ergänzende ethnografische Untersuchungen, die wir daran lose anschließen konnten, befassten sich mit kursorischen Ausflügen in andere Bereiche des *sex work*, etwa mit den Interaktionsdynamiken in Stripclubs oder mit dem Inszenierungszusammenhang von »Erotikmessen«. In den Zeiten des grassierenden »War on Sex« (Halperin/Hoppe 2017; weiterführend Benkel/Lewandowski 2021), eines konservativen Backlashs wider das Ausufern des sexuellen Diskurses über die Schlafzimmertürschwelle hinaus, handelt es bei dieser Auswahl um mindestens umstrittene Themengebiete. Gleiches lässt sich über den »kriminogenen« Bereich des Substanzhandels bzw. -konsums sagen, der je nach Standpunkt als Ge- oder als Missbrauch beschrieben wird (Edbauer 2023).

Allerdings gehört zu einer entsprechenden Wahrnehmung auf der dialektischen Kehrseite dazu, dass solche Untersuchungsfelder ohne Zweifel eine Rolle in der gesellschaftlichen Wirklichkeit innehaben, die ihre recht vielschichtige Reputation untermauert, ja erst ermöglicht. Sie können als Problem, aber auch als Problemindikator angesehen werden.¹ Und selbst eine betont liberale Sicht, die das Bestehende als Resultat spezifischer sozialer Prozessdynamiken ansieht und z. B. vom Phänomen her auf diese Prozesse zurückschaut, würde die Problematisierungsperspektive *der anderen* nicht ignorieren können.

Für eine ernsthaft wissenschaftlich betriebene Ethnografie rechtfertigen solche Problematisierungen alleine bereits die Erforschung der inkriminierten Felder. Wenn man bei der »Verdopplung dessen, was ohnehin ist« (Adorno 1979: 115) nicht stehenbleiben und deskriptiv nicht schlichtweg nacherzählen will, was sozusagen Teil der »Alltagsnormalitätserfahrungsphänomenologie« ist, dann sind

1 Dieses Verständnis von der Produktivkraft des sozialen Problemzusammenhangs stellt ohne Zweifel eine soziologisch fest etablierte Prämisse dar. Dass und wie man es anders sehen kann, zeigen die heute amüsant zu lesenden und – vermutlich? – antiquierten Wertungen, die das Rechtssystem eher ausstößt als die Wissenschaft. Ein Menschenleben zurück liegt, dies als Beispiel, folgende Entscheidung des Bundesgerichtshofs: Es sei eine Förderung der Unzucht, wenn eine »Kriegerwitwe« es zulasse, dass im Zimmer ihrer 19-jährigen Tochter deren 29-jähriger Verlobter übernachtet – derweil diese Tochter von ihm bereits im achten Monat schwanger ist (und derweil im selben Raum ihre 14-jährige Schwester schläft, was der BGH mit keiner Silbe monierte). Das Oberlandesgericht Düsseldorf hatten den Verlobten noch freigesprochen, da es »Anschauungen nicht unerheblicher, weder örtlich noch soziologisch begrenzter Teile der Bevölkerung, denen sittliches Empfinden und sittlicher Ernst nicht abgesprochen werden könnten, entgegen[stehe]«, in diesem Fall von Kuppelei zu sprechen. Der BGH hingegen führt wider jedweden soziologisch unterfütterten Sachverstand aus, dass nicht Faktizität, sondern *Wertung* im Vordergrund stehen müsse. Unmittelbar gegen die Vorinstanz gerichtet heißt es daher: »Diese Ansicht kann nicht richtig sein; sie überantwortet die überaus schwerwiegende und folgenreiche Frage, welche sittlichen Normen die Beziehung der Geschlechter, insbesondere die der Verlobten, beherrschen, einem inhaltlosen Relativismus, der zerstörerisch ist, weil ihm nichts anderes als die soziale Wirklichkeit ohne jede Bewertung zur Richtschnur dient. Sie läuft darauf hinaus, dass sich das Tun des Menschen nicht nach der Norm zu richten habe, sondern das Tun den Inhalt der Norm bestimme. Im Ergebnis bedeutet das die Verneinung der Norm, zum wenigsten die Verneinung ihre Erheblichkeit für das Recht.« (Urteil vom 17. Februar 1954; BGHSt 6, 46 ff.)

jene eigenwilligen, aber mitunter überhaupt nicht nischenhaften Bereiche, in denen die meisten Menschen sich »nicht wie Fische im Wasser« bewegen (Bourdieu 1993: 75), besonders gewinnbringend. Je »schwieriger«, je unbequemer das Feld in seiner »natürlichen« Umgebung (die natürlich nicht natürlich ist) zu sein scheint, desto relevanter die Untersuchung. Sexualität ist diesbezüglich nicht nur ein dankbares, weil rasch als provokativ oder wenigstens als polarisierend angesehenes Thema, sondern soziologisch grundsätzlich interessant – schließlich geht es, noch bevor das Plateau der Auswertung empirischer Ausgestaltungen überhaupt betreten wird, um eine fundamentale, ja geradezu paradigmatische Form sozialen Handelns (Benkel 2022). In jedem Fall ist Sexualität ein unter die Oberfläche verschiedener gesellschaftlicher Ordnungskonzeptionen hinlenkendes Phänomen; das ist auch Nichtsoziolog:innen klar.² Ein Handlungsbereich, der auf so viele Menschen (ver-)störend und zugleich anziehend wirkt, ist schon aufgrund des Schillerns der Zugangsweisen reizvoll. In den Worten von Jack Katz (2020: 693): »Sex is great for thinking. It cuts through so much academic sophistry.«

Ein ganz anderes und doch ähnlich tabuisiertes Thema ist der Tod, den wir ebenfalls in gemeinsamer ethnografischer Arbeit umfassend gewürdigt haben. Zu den hier analysierten Feldern gehört, als soziologisch untypisches, aber nicht zwingend kontroverses Sujet der Friedhof (Benkel 2013), und dazu zählt auch der Wandel der Trauerrituale und entsprechender Einstellungen (Benkel 2016b, 2017, 2020, 2023a; Benkel/Meitzler 2013, 2018a, 2021; Meitzler 2016a, 2020, 2021b, 2022a, 2022b). Die Betrachtung der Vorgänge im Obduktionswesen wiederum scheint schon herausfordernder zu sein, weil es schließlich tote Körper sind, mehr noch: systematisch zerstörte, nackte Leichen, um die das professionelle Handeln der Wissenskulturen in Pathologie und Rechtsmedizin kreist (Benkel 2018b, 2023b; Benkel/Meitzler 2018b; Meitzler 2016b, 2018, 2022c). Das mögen manche Menschen sich nur ungern vorstellen; und noch unbeliebter ist es, sich das Fotomaterial anzuschauen, das in diesem, wie in allen anderen unserer Untersuchungsgebiete entstanden ist (Benkel/Meitzler 2023; Meitzler 2024).³ Schon vor Jahrzehnten ist von einer »Pornographie des Todes« (Gorer 1956) die Rede

2 Bei näherem Hinsehen stellen sich die feinen Unterschiede dann doch wieder als recht eindeutig heraus: »Für Nichtsoziologen ist Sex der sündige und lustvolle Akt, den wir in der Privatheit unserer Schlafzimmer vollziehen. Für Soziologen hingegen bilden Geschlecht und Sexualität eine Achse, um die herum die Gesellschaftsordnung organisiert ist, eine Achse, die Menschen in spezifischen und berechenbaren Mustern aneinander bindet oder auseinanderdividiert.« (Illouz 2013: 37)

3 Diese Abwehrhaltung ist eng an den Umstand gekoppelt, dass entsprechende Abbildungen z. B. durch die Berichterstattung aus »Krisengebieten« zumindest in Andeutungen eben doch weithin bekannt sind. Die Tatsache, dass das, was einen selbst bereits als *Anblick* erschüttert, anderswo real erlebt und erlitten wird, verleiht den Bildbeweisen einen zwiespältigen Wert (Diers 2024). Die ethnografische Nachforschung zu diesen Zusammenhängen wird zum Unterflächenphänomen also auch durch den verbreiteten Wunsch, es möge nicht das real geschehen, was schon in der distanzierten Betrachtung (Boltanski 2005), ja selbst in der Imagination bzw. in der Vorstellung dessen, was irgendwo jetzt gerade »sein könnte«, Unbehagen bereitet.

gewesen – ein einleuchtender Befund, schließlich ist das Lebensende im Zuge seiner Erforschung (und gerade angesichts einer doppeldeutig ›körpernahen‹ ethnografischen Annäherung an den Sterbeprozess und die Leiche) ein brachial enthüllender und provokanter Gegenstand.

Etwas weniger anstößig und dennoch nicht unumstritten ist, um ein weiteres Exempel ethnografischer Arbeit im Unterflächenbereich anzuführen, das Feld der Esoterik, das ethnografisch im Kontext von Weiterbildungskursen entsprechender Einrichtungen beleuchtet wurde (Benkel 2021, 2024a). Das kontroverse Potenzial offenbart sich hier erst in der Ausbreitung des Untersuchungsmaterials, das u. a. dubiose Heilsversprechungen und Transzendenzverheißungen auf einem durchkommerzialisierten Heilpraktiker:innenmarkt beinhaltet.

Im Vergleich dazu fallen Ausflüge in die Welt der Strafgerichtsverhandlung relativ unspektakulär aus. Die eigene Partizipation war dabei körperlich wesentlich auf das Einnehmen eines Sitzplatzes inmitten des Rechtsschauspiels reduziert. Gerade hier jedoch fühlte sich die Ethnografinrolle am ›unwohlsten‹ an, weil es in diesem Rahmen schließlich um die vergleichsweise rationale Aufarbeitung von zum Teil schweren Verletzungen und Schädigungen geht, was trotz der eigentlich interessierenden funktionalen Loslösung des operativen Rechtsbetriebs von solchen strahlenden Werten wie Moral oder Gerechtigkeit affektiv schwer ignoriert werden kann (Benkel 2010b, 2014). Nur allzu leicht spannt eine solche Forschungsmission, die doch eigentlich der nüchternen Datenerhebung dienen soll, einen in die Zwickmühle, einerseits ›außermoralisch‹ beobachten zu wollen und andererseits nolens volens emotional mitzufühlen.

Schlussendlich ist nicht nur die Berührung mit den diversen Schattierungen kriminellen Handelns (und seiner Folgen) in sehr vielen Fällen ein Trip auf die Unterfläche (Ferrel/Hamm 1998; Venkatesh 2015) – dorthin, wo die durchschnittliche Sozialisation einen ausdrücklich nicht hin-, sondern allenfalls wegführt.

Im Schatten des Vertrauten

Das Spektrum ethnografischen Forschens ist viel zu breit, um es in Schwarz-Weiß-Skizzen nachzuzeichnen. Das machten bereits die Pionierleistungen im Rahmen der *Chicago School* evident, deren empirische Arbeiten nicht selten in Räume und Situationen US-amerikanischer Großstädte eintauchten (exemplarisch eben am Beispiel Chicagos), die als außeralltäglich gelten können. Diese Reputation genießen die entsprechenden Studien zum Teil heute in stärkerem Maße als zur Zeit ihres Entstehens (Schubert 2007). In der Folge ließen sich die in dieser goldenen Phase der Feldforschung erprobten Methoden auf weniger aufregende, soziologisch aber nicht minder ergiebige Handlungsbereiche ausweiten. Untersucht wurde in Chicago eine bunte Mixtur an empirischen Konstellationen – z. B. die Lebenssituation von Migrant:innen, von Landstreicher:innen, Lokalreporter:innen,

Gang-Mitgliedern, Mitarbeiter:innen der Immobilienbehörde und sogenannter »taxi dancer«, die bei öffentlichen Veranstaltungen gegen Bezahlung mit allein-stehenden Personen zu tanzen bereit waren (dazu Cressley 2008).

Ethnografische Methoden werden also bereits seit Jahrzehnten betrieben; sie stehen der anerkannten, aber im Vergleich recht sterilen (und deshalb akzeptierten?) rein (sozial-)theoretischen Wissenschaftsarbeit trotz zwingender wechselseitiger Befruchtungen auf den ersten Blick nicht sehr nahe. Zugleich kursiert zurecht hier und da der Gedanke, dass ein Soziologe wie Harold Garfinkel zu seiner Forschung wohl gerade dadurch motiviert wurde, dass er als Schüler von Talcott Parsons ein gewissermaßen kontrapunktisches Soziologieverständnis entwickeln konnte (Warfield Rawls 2019). Der Kontrapunkt aber entsteht eben nicht als wirklicher Gegensatz, sondern als Konsequenz einer bis dahin harmonischen Entwicklung. Ethnografie wäre ohne die Theorie, der sie etwas *anderes* gegenüberstellt, nicht denkbar – und vice versa.

Was sich nun aber in wesentlich stärker empirie- denn theoriebezogenen Untersuchungen vollzieht, kann schwerlich in Schubladen gefasst werden – schon deshalb nicht, weil Ethnografie Effekte hervorbringen kann, die die Forschenden in Kontexte verwickeln, die sie kaum oder gar nicht vorausgesehen haben und die sich auch rückblickend nicht eindeutig erklären lassen. Wo Menschen mit Menschen zu tun haben, gibt es Regeln und somit auch Regelbrüche.⁴ Wie sehr letztere gegenüber den erstgenannten als komplexer oder herausfordernder angesehen werden (können), ist eine Frage, die aus Situationen der Feldforschung heraus unterschiedlich beantwortet wird. Manche Forscher:innen sind furchtlos und offen, andere schüchtern und neugierig, wieder andere zucken zusammen und verfluchen ihre Berufswahl.⁵ Die Realisierung einer eigenen Position zum Feldgeschehen ist nach den herkömmlichen Lehrbüchern so unerwünscht, wie sie zugleich unvermeidlich ist. Weitere damit verbundene Komponenten – Zeitverlauf, Entwicklungsschritte, Gewöhnungseffekte usw. – sind stets mitlaufende Triebwerke für je subjektive Perspektivwechsel, derweil doch die Forschung über einen längeren Zeitraum »stabil« betrieben werden soll. In Untersuchungsgebieten,

4 In seiner Beweisführung, dass Natur und Kultur sich gegenüberstehen und zugleich nicht voneinander trennen lassen, verweist Claude Lévi-Strauss (1993: 51) darauf, dass es die Natur wesentlich auszeichnet, jenes zu vermissen, was die Kultur sinngemäß im Übermaße mit sich führt: Regeln.

5 Der Komplexität der realen Lebensumstände kommt es wohl eher entgegen, diese Adjektive als relative Zuschreibungen zu betrachten, die von situativen, vor allem aber von subjektiven Komponenten abhängig sind. Das gilt auch unabhängig vom Diskursfeld des Normbruchs. Im Kontext eines Verständnisses von »ethnography as dirty work«, womit berufliche Tätigkeiten in sowohl buchstäblich wie auch moralisch schmutzigen Bereichen gemeint sind (siehe Torelli/Puddephatt 2021), hält der Feldforscher angesichts eines Besuchs in der Tierklinik und der dort stattfindenden Euthanisierungen seine *relative* Bestürzung fest: »My encounters with, and participation in, these dirty activities were frequently problematic. While, as a longtime dog caretaker, I had become relatively untroubled by urine, vomit, and feces, I did find the technicians' ›death work‹ that I observed and with which I sometimes assisted to be especially troubling.« (Sanders 2010: 107)

die unangenehm zu sein scheinen, die bislang ›im Alltag‹ gezielt gemieden wurden oder die wenigstens relativ unerforscht sind, gibt es erst recht viel zu holen – mit entsprechend vielen Herausforderungen.

Die Unterfläche der Gesellschaft konstituiert sich folglich nicht, schon gar nicht hinsichtlich künftiger Veränderungen, aus festgeschriebenen Feldern und geschlossenen Themen. Sie ist fluide und schwimmt an ihren Rändern, genauer: am Übergang hin zur Oberfläche, zu der sie stets in Berührung steht. Die oben angeschnittenen Bestimmungen bzw. Werthaltungen wider die Unterflächenforschung sind nun aber weder beliebig, noch ist die Kritik, die ihnen innewohnt, gänzlich unverdient. Unterflächlich sind nämlich diejenigen gesellschaftlichen Bereiche, in denen – stets unter Einbeziehung konkreter Standpunkte – geordnete Verhältnisse in ungeordnete umzuschwenken drohen oder diese Transformation scheinbar bereits durchlaufen haben. Was also stört und verstört, ist nicht das Resultat gesellschaftlicher ›Unfälle‹ und erst recht nicht das Ergebnis der Handlungen ›böser Mächte‹, obwohl beide Sichtweisen verbreitet sind (Giesen et al. 2014; Dimbath 2023). In Wahrheit gehört die Unordnung, wie schon Emile Durkheim (1965: 156 f.) am Beispiel der ›Normalität‹ kriminellen Handelns betont hat, zur Ordnung zwingend dazu.

Die Auseinandersetzung von Soziolog:innen mit kontroversen und unbequemen Themen, die Probleme nicht nur anzeigen, sondern sie mitunter, aufgrund einer unterstellten perpetuierenden Wirkung des Diskurses, zu erzeugen scheinen – mit Forschungsgegenständen also, die im Abgleich mit den wiederkehrenden, routinegetränkten Erfahrungen von Alltagsakteuren weit eher als krisenhaft, denn als ›normal‹ betrachtet werden –, ist an sich nichts Ungewöhnliches. Schließlich sind gerade diejenigen Felder für den sozialwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn aufschlussreich, die im Alltag mehrheitlich umschifft werden, und das Ausgegrenzte bzw. Übersehene des gesellschaftlichen Zusammenlebens ist, wie gesagt, gerade deshalb relevant, weil es absichtlich übersehen und umgangen wird. Die Frage, was Menschen jedoch dazu bewegt, spezifische Areale oder bestimmte Diskurse gezielt auf Distanz zu bringen bzw. zu halten, anstatt ihre Nähe zu suchen, adressiert die soziologische Kernfrage nach der Ordnung der Gesellschaft und nach den diese Ordnung schützenden inhärenten Normen und Werten. Der Schutz des Eigenen, nämlich des eigenen Wohlbefindens, der eigenen Gesundheit, des eigenen Besitzes usw., vermengt sich unter dem Baldachin der sozialen Ordnung mit den Interessen des Kollektivs, die dadurch vernünftig wirken – zumindest in der Theorie. In Wahrheit sind die entsprechenden Setzungen nicht so stabil, wie sie zu sein scheinen (Giddens 1984).

Tatsächlich werden Normen und Werte mit erwartbarer Regelmäßigkeit infrage gestellt, ja performativ angegriffen. Dass diese Destabilisierung erfolgt bzw. jederzeit erfolgen kann (und zwar auf jeglicher Ebene: im Zwischenmenschlichen, innerhalb von Gruppen, aber z. B. auch auf einem nationalen und sogar globalen Level), ist ein Wissen, das Unbehagen erzeugt; allemal für diejenigen, die von der

Stabilität der Ordnung sowieso nicht überzeugt sind und das Kippen persönlich durchlebter Situationen bzw. stabilisierender Rahmungen in eine chaotische Richtung unerschwellig ohnehin als permanente Möglichkeit im Hinterkopf haben. Die Sicht der Destabilisierungsagenten sieht selbstverständlich anders aus. Sie können z. B. die Fragilität der bestehenden Ordnung als Beweis dafür nehmen, dass die Vagheit von einer besseren Alternative abgelöst bzw. absorbiert werden muss (Kron/Winter 2021). Bisweilen entstehen, dies am Rande, gesellschaftliche Disruptionen gerade dadurch, dass sich subjektive Schicksalsschläge und die Furcht vor kollektiven Dystopien vermeintlich ineinander verzahnen; dann erscheinen die Wendung ins Autoritäre und die Eindämmung unübersichtlicher Pluralität mitunter wie ein ordnungsrettender Segen.

Die Furcht vor dem Kataklysmus kommt in unterschiedlichen Dosierungen daher. Ronald Hitzler (1992) hat hierfür den Begriff des *Goffmenschen* ins Feld geführt, der für das im Werk von Erving Goffman dargestellte Menschenbild steht. Demnach ist der moderne Mensch von permanenter Unsicherheit umgeben und dauerhaft darauf angewiesen, sich über das Zutreffen seiner Deutungen zu vergewissern und sich umgekehrt um anschlussfähige Darstellungen in verschiedenen sozialen Situationen zu bemühen (Benkel 2024b). Ein konkretes Beispiel für die Brüchigkeit des Alltages und die Notwendigkeit der kontinuierlichen Deutungsanpassung an sich verändernde Situationen sind Zustände kriegerischer Auseinandersetzungen, wie sie auch in Europa seit 2022 wieder an Aktualität gewonnen haben (Bencic Kuznar 2024). Diese und die anderswo um sich greifenden Destabilisierungen, welche ein ähnlich zerstörerisches Ausmaß aufweisen (etwa die Klimaproblematik und schwerwiegende Naturkatastrophen; Tierney 2007), sind, auf abstraktem Niveau betrachtet, nur die akutesten Ausprägungen der stets möglichen und tragischerweise immer wieder durchbrechenden Belege, dass die geordnete Oberfläche zu unterflächlich wirksamen Unordnungsgeneratoren in einer delikaten und keineswegs permanent austarierten Balance steht.

Auch Makro-Irritationen lassen sich anhand ihrer je örtlich, zeitlich oder persönlich gebundenen Ausdrucksformen ethnografisch abbilden (siehe nur Maček 2009 für das Beispiel Krieg). In den Fokus rücken dabei aber notwendig die direkten Begegnungen und Kommunikationen, die unmittelbaren Berührungspunkte zwischen Menschen. Somit sind Ethnograf:innen stets involviert als die Menschen, die sie sind, nicht lediglich als Rollenträger:innen einer kühl distanzierten Profession namens Wissenschaft. Und ethnografische Forschung, die gezielt an der Unterfläche des gesellschaftlichen Lebens ansetzt, erfordert, wie bereits skizziert, die Bereitschaft und den Mut, sich auf Unbekanntes einzulassen. Es geht dabei nicht allein darum, ungewöhnliche oder unbequeme Vorgänge in den Sucher der eigenen Aufmerksamkeit zu rücken, sondern gleichsam darum, sich selbst in eine Situation zu versetzen, in der die eigenen sozialisatorischen Prägungen und daraus hervorgehende Normalitätserwartungen kritisch hinterfragt werden. Die damit implizierte Perspektive der »künstlichen Dummheit« (Hitzler

1986) ermöglicht es einerseits, das bislang Vertraute, dessen Fehlen hier evident wird, mit anderen Augen zu sehen, und andererseits, dem bislang Unbekannten mit Offenheit zu begegnen.

Indem das Vertraute gezielt unvertraut gemacht wird, entstehen neue Figureationen von Ungewohntheit. Im Lichte der Ethnografie treten Aspekte aus dem Schatten der Nichtbeachtung, die schon zuvor präsent, in ihrer Erforschbarkeit aber schlichtweg nicht identifizierbar waren. Gewiss, die Normativität der Grenzziehung zwischen gewöhnlich und ungewöhnlich obliegt in solchen Fällen nicht selten der Bestimmung durch das forschende Subjekt, sie muss jedoch trotzdem als intersubjektiv nachvollziehbarer Wissensbestand kommuniziert werden.⁶ Nur so lässt sich beispielsweise die Bestimmung des Irritierenden, des Fordernden, also: des *ganz Anderen* als Forschungsfeld nachvollziehen. Des einen Alltäglichkeit mag des anderen Zumutung sein, folglich ist es in der Ethnografie notwendig, zu explizieren, auf welchen Ausgangsüberlegungen und Prämissen bezüglich der nicht lediglich subjektiven, sondern *gesellschaftlichen* Reputation dieses Feldes die Forschung basiert.

Forschung als Zumutung?

Nachdem sie die soziale Welt aus einer Perspektive betrachtet, die sich bewusst von alltäglichen Wahrnehmungsmustern löst, wäre es zunächst naheliegend, jede Ethnografie als ungewöhnlich zu charakterisieren – sei es durch die Art der methodischen Annäherung, die im Feld gesammelten Erfahrungen der Forschenden oder die Entdeckung von Zusammenhängen, die zuvor nicht ersichtlich waren. Was jedoch eine Forschungsstrategie zu einer *extremen Ethnografie* macht,⁷ ist, es sei nochmals betont, die bewusste Entscheidung, Felder zu untersuchen, die als besonders herausfordernd, problematisch oder marginalisiert gelten. Wer als Ethnograf:in in entsprechende »Subsinnwelten« (Berger/Luckmann 1992: 91) eintaucht, sieht sich nicht selten physischen wie psychischen Belastungen ausgesetzt, welche etwa durch gefährliche Umgebungen, gravierende Lebensumstände oder riskante Kontexte bedingt sein können (Lee 1995). Forschende begeben sich somit in Situationen, die sie in ihrem Alltagsleben möglicherweise meiden würden und die ihnen ein gewisses körperliches sowie emotionales Engagement

6 Diesbezüglich lohnt auch ein Blick auf *autoethnografische* Forschungsstrategien (siehe etwa Pierburg et al. 2023), die das subjektive Empfinden der Ethnograf:innen just als solches akzeptieren und thematisieren, statt in der gezielten Verfremdung des Erlebens und seiner Umwandlung zum »Datum« den primären Mehrwert der Forschung erkennen zu wollen (Geertz 1997).

7 Vgl. das seit 2017 an der Universität Oslo edierte *Journal of Extreme Anthropology*, das sich (zumeist in Themenheften) unüblichen Forschungsfeldern widmet. Das erste Heft behandelt »Theses on Faeces«, in Folgeausgaben geht es beispielsweise um »Extreme Masculinities«, »Social Harm«, »Addictions«, »Corruption« und die »Pleasures of War«.

nicht nur als Beobachter:innen, sondern explizit als Teilnehmende abverlangen.⁸ Ihre Erkundungen bewegen sich bisweilen am Rande des Zumutbaren, manchmal sogar des Legalen. Sie konfrontieren einen mit der Frage, wie weit man bereit ist zu gehen. In jedem Fall erfordern sie eine bewusste Reflexion auch über die damit verbundenen ethischen Fragen (Behar 1996; Calvey 2013; Dunn 1991; Rager 2005) – und sie verlangen, so schwer sich dies auch realisieren lässt, aus prophylaktischer Sicht eigentlich auch nach einer Antizipation der potenziellen subjektiven Resonanzen im Nachgang der Forschung.

Die dabei involvierten Grenzziehungen sind nicht nur solche der Überwindung bzw. der angestachelten Neugier. Der forschende *Körper* ist stets mit dabei, oft sogar im Mittelpunkt des Geschehens (vgl. Goffman 2001: 152). Bisweilen ist das trivial; manchmal aber nicht. Gewisse Zusammenhänge in denkbaren bzw. tatsächlichen ethnografischen Settings sind körperfixiert, können aber nicht von jeder Person durchlebt werden (wie eine Schwangerschaft; Müller/Zillien 2016). Diese exkludierende Komponente bestimmt die Möglichkeiten der ethnografischen Partizipation *vorstrukturierend* mit. Es braucht das körperliche Spezifikum und damit einen bestimmten Modus der physischen Erfahrungspotenzialität, um sich auf das Untersuchungsgebiet ›wirklich‹, nämlich leiblich mitwirkend, einlassen zu können.

Schwerwiegender sind wohl die im Feld erfahrbaren Wegführungen von den Körperusancen des Alltags, die die bewusste Auseinandersetzung im Sinne des leiblichen Nachvollzugs etwa von Erniedrigung, Schmerz oder Verletzungen ermöglichen bzw. forcieren.⁹ Körperbasierte Explorationen auf ethnografischer Basis können jedoch auch lustvoll ausfallen – ohne dass ihre grenzüberschreitende Qualität im Abgleich mit der ›obersten Wirklichkeit‹ des Alltags (vgl. Schütz 1971: 260) darunter leidet (Martin/Haller 2019; ähnlich gelagert, aber ambivalenter: Kulick/Willson 1995). Das gilt nicht nur für sexuelle Erlebnisse, sondern ebenso für den schon angeschnittenen illegalen, aber in bestimmten Szenen üblichen und somit ethnografisch interessanten Bereich des Substanzkonsums (Hitzler 2008; Butler 2013). Auch grenzwertige Varianten des Extremsports gehören in diese Sparte (siehe generell Gibson/Atkinson 2018); und weitere Beispiele lassen sich finden.

8 Siehe etwa Loughran/Mannay 2018. Solche Erfahrungen können gewiss auch unbeabsichtigt, als lebensweltliches Zufallereignis, gemacht und dann von Ethnograf:innen ad hoc ›professionell‹ gedeutet, also gewissermaßen instrumentalisiert werden – eine Art ›accidental ethnography‹ (Fujii 2014). Es liegt nahe, dass dieser Mechanismus regelmäßig aktiviert wird, schließlich sind zumindest Soziolog:innen auch in ihrem Alltagsleben sozusagen noch ›im Dienst‹ (oder wenigstens ›im Außendienst‹; Dellwing/Prus 2012); die disziplinäre Brille rutscht also nie ganz von der Nase.

9 Dazu allgemein Gooberman-Hill 2014. Für das Beispiel BDSM siehe Newmahr 2008, eine intensiv sich einlassende Befassung mit der Subkultur, die sich von distanzierenden (und distanzierenden) Ansätzen – wie Stoller 1991 – abgrenzt; siehe ferner Hitzler 1993.

Unsere These lautet in diesem Zusammenhang, dass künftige Ethnografien auch in solchen Feldern durchgeführt werden, die aus Gründen »akademischer Seriosität« insbesondere als körperliche Tätigkeitsgebiete bislang wenig erschlossen wurden. Doktorwürden für die Analyse eigener Rauscherfahrten, für Selbstgeißelungen im SM-Club oder für das Ausziehen vor der Webcam? Das ist keine Frage mehr des sittlichen Anstands, sondern eine der methodischen und argumentativen Raffinesse bei der Durchführung des Projekts (Boll 2019). Prognostisch ist zu vermuten, dass ein ursprünglich polemisch gemeintes Zitat sich künftig als wertneutrale Zustandsbeschreibung wird verwenden lassen: »Heute denkt man toleranter darüber, was als Wissenschaft zählen darf.« (Habermas 1988: 14) *Warum* das so ist, muss indes an anderer Stelle erörtert werden.

Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass bestimmte, tendenziell ebenfalls »szenespezifische« Erfahrungen aus nachvollziehbaren Gründen weiterhin erhebliche Transgressionen darstellen dürften und sich als ethnografisches Experimentierfeld weniger gut anbieten. Ein Beispiel hierfür wäre die bis zur letzten Konsequenz der Tathandlung führende Mitwirkung in schwerwiegend kriminellen Feldern. Eine derart gravierende Überschreitung der forschungsethischen Demarkationslinie – etwa durch die Anwendung von Repressionen und Leidenszufügung gegenüber anderen – dürfte wohl nicht ohne erhebliche Diskussionen und Konsequenzen innerhalb der *scientific community* erfolgen¹⁰ und daher vermutlich unterbleiben.

Nicht trotz, sondern *wegen* des Vermeidungsimpetus, der herausfordernden Feldern innewohnt, sind die in ihnen gewonnenen Erkenntnisse wertvoll. Ethnografische Einblicke in solche als »unordentlich«, irritierend, beunruhigend, verstörend oder gefährlich wahrgenommenen Bereiche erlauben ein tieferes Verständnis für die vorgefundenen Zusammenhänge und die Wirklichkeit, in die sie eingebettet sind. Gesellschaften erhalten ihre Ordnung gerade durch die Abwertung bzw. Verdrängung abweichender, unangenehmer oder bedrohlicher Phänomene aufrecht. Indem Ethnograf:innen sich bewusst mit ihnen befassen, eröffnen sich ihnen Einsichten über die soziale Konstruktion entsprechender (Macht-) Strukturen. So anstrengend und überwindungsreich sie auch ist: Ethnografie auf der Unterfläche stellt einen unverzichtbaren Teil sozialwissenschaftlicher Forschung dar, indem sie dazu herausfordert, sich mit den kulturell gezogenen

10 An eindeutigen Beispielen besteht folglich Mangel, sieht man von eher randständigen Facetten wie der illegalen Zweifachabstimmung bei einer Lokalwahl in den 1930er Jahren ab, die William Foote Whyte im Rahmen seiner Ethnografie zur *Street Corner Society* mit rasch einsetzender Reue vornahm (vgl. Whyte 1996: 315 ff.). Schwerlich gravierender erscheint die Verurteilung des Soziologen Rik Scarce, heute Professor in New York, zu fünf Monaten Haft, nachdem er sich 1993 geweigert hatte, den Klarnamen eines von ihm interviewten Umweltaktivisten zu nennen (Monaghan 1993). Einen Schritt in die beschriebene Richtung, wenigstens bezüglich des moralischen Empörungspotenzials, ging indes der von Karl Andersson (2022) in der Zeitschrift *Qualitative Research* veröffentlichte und mittlerweile von der Redaktion zurückgezogene Fachartikel, der sich mit Manga-Comics auseinandersetzt und autoethnografische Sichtweisen auf die Masturbation anhand sexuellen Darstellungsmaterials behandelt, das minderjährige Kinder zeigt (Brienza 2022).

Grenzen zwischen Gewöhnlichkeit und Ungewöhnlichkeit, Gesundheit und Pathologie, Normalität und Andersartigkeit, Vertrautheit und Fremdheit reflexiv auseinanderzusetzen – und hieraus Erkenntnisse u. a. über die Funktionsweisen der Mechanismen von sozialer Kontrolle, Inklusion und Exklusion zu gewinnen.

Die Beiträge dieses Bandes

Die nachfolgenden Beiträge lassen sich in verschiedener Hinsicht als Ethnografien des Ungewöhnlichen begreifen. *Manfred Prisching* demonstriert, wie das vermeintlich Alltägliche oft erst durch soziologische Analyse und Kontextualisierung sichtbar wird, und reflektiert zugleich die wissenschaftliche Faszination für das Außergewöhnliche. Anhand von drei Fallbeispielen wird veranschaulicht, wie Routine und Krise gesellschaftliche Dynamiken offenbaren und untersuchbar machen.

Melanie Pierburg fragt danach, für wen welches Erleben als ungewohnt gilt. Anhand des sozialphänomenologischen Ansatzes von Alfred Schütz und Thomas Luckmann wird das Wechselspiel von typischen und untypischen Erfahrungen untersucht und eine durch soziale Dramaturgien geprägte Dynamik zwischen Alltäglichem und Nicht-Alltäglichem aufgezeigt. Eine autoethnografische Feldvignette dient als empirisches Beispiel für Transformationsprozesse, die das Ungewohnte ins Zentrum der Interaktion rücken und dessen reflexive Aushandlung sichtbar machen.

Der Beitrag von *Thorsten Benkel* rekonstruiert verschiedene Begebenheiten der Feldforschung im Kontext von Justizvollzugsanstalten. Ausgehend von einer biografischen Erfahrung, die sich lange vor der soziologischen Tätigkeit des Autors ereignete, werden Aspekte der sozialwissenschaftlichen Gefängnisforschung und die Frage nach der prinzipiellen ›Ethnografizität‹ des Feldes mit empirischen Erkenntnissen konkreter Arbeit *in situ* kontrastiert, die in verschiedenen Städten gewonnen wurden. Der Fokus liegt auf dem Spannungsverhältnis zwischen einem zunächst undurchsichtigen Feld und darauf gemünzten Erwartungen bzw. Erwartungserwartungen.

Matthias Meitzler beschäftigt sich mit der Erforschung ungewöhnlicher Phänomene einerseits und der Ungewöhnlichkeit der Forschungspraxis andererseits. Im Fokus seiner Ausführungen stehen die methodischen, sozialen und forschungsethischen Implikationen, die sich aus diesen beiden Perspektiven herausarbeiten lassen. Mit Bezug auf eigene (ethnografische) Felderkundungen im Kontext der Obduktion, der Laufhausprostitution und des Friedhofs analysiert er detailliert, wie sich die Grenzen des Gewöhnlichen im Forschungsprozess konstituieren und bisweilen verschieben.

Das Phänomen des Betrugs und die methodischen Probleme, die sich beim sozialwissenschaftlichen Forschen zu und mit Betrügern stellen, bilden den

Untersuchungsgegenstand von *Christian Thiel*. Diskutiert wird u. a., inwiefern Forschende in Interviewsituationen mit Täuschung und Manipulation konfrontiert werden und welche speziellen Methoden zur Wahrheitsfindung dabei erforderlich sein könnten. Ein konkretes Fallbeispiel dient dem Zweck, zu veranschaulichen, dass das bewusste Spiel mit der Wahrheit nicht nur eine Hürde, sondern auch eine Chance zur tieferen Analyse von subjektiven Wirklichkeitskonstruktionen bietet.

Dem bislang wenig beachteten Thema der Steuerfahndung im Rotlichtmilieu ist der Text von *Andreas Ziemann* gewidmet. Dabei untersucht er, wie Steuerfahnder:innen in diesem Feld agieren, welche Rahmenbedingungen sie dabei leiten und wie sie in das komplexe Netzwerk der Akteure eingebunden sind. Mithilfe des ethnografischen Zugangs lässt sich das Zusammenspiel von Steuerrecht und Sexarbeit vorurteilsfrei analysieren, um ein fundiertes Verständnis der finanziellen und rechtlichen Dimensionen des Milieus zu entwickeln.

Schließlich befasst sich *Michael Dellwing* mit den Spannungen zwischen der Kommerzialisierung und der dezentralen, hobbyistischen Nutzung sexueller Onlinekulturen. Mittels spezifischer Beispiele aus dem Feld zeigt er auf, wie sexuelle Praktiken online sowohl den Einflüssen konzernkapitalistischer Strukturen unterliegen als auch widerständige Räume schaffen. Vorrangig ist u. a. die Frage nach der Kontrolle und dem Fortbestehen dezentraler, informeller Kommunikationsformen im Kontext der zunehmenden Monetarisierung des Internets.

Mit dem vorliegenden Sammelband, der an die von den Herausgebern an der Universität Passau durchgeführte Tagung *Erkundungen des Ungewohnten. Empirisches Forschen in außergewöhnlichen Kontexten* anschließt, wird der Versuch unternommen, das Ungewöhnliche sowohl als ethnografisches Sujet wie auch als method(olog)ische Herausforderung in den Blick zu nehmen. Als eine das Gewohnte immerzu begleitende Größe stellt es also nicht lediglich ein Randphänomen dar, sondern bildet einen essenziellen Bestandteil der je gegebenen sozialen Wirklichkeit, der, wird er gezielt anvisiert, zu einer kritischen Auseinandersetzung mit etablierten Sichtweisen, Haltungen, Zugängen und deren Grenzen anregt.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1979): »Theorie der Halbbildung«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 8: *Soziologische Schriften I*, Frankfurt am Main, S. 93–121.
- Andersson, Karl (2022): »I am not Alone – we are *all* Alone. Using Masturbation as an Ethnographic Method in Research on *Shota* Subculture in Japan«, in: *Qualitative Research*, <https://journals.sagepub.com/doi/10.1177/14687941221096600> [11. August 2025].
- Behar, Ruth (1996): *The Vulnerable Observer. Anthropology that Breaks your Heart*, Boston.
- Bencic Kuznar, Andriana (2024): »Understanding War. The Sociological Perspective Revisited«, in: *European Journal of Social Theory*, <https://journals.sagepub.com/doi/10.1177/13684310241238144?icid=int.sj-abstract.citing-articles> [11. August 2025].